

MAŁGORZATA ANTKOWIAK

## KAFKAS SELBSTBILDNIS IN DEN BRIEFEN AN FELICE

Franz Kafka gehört zu den besonders fleißigen Briefschreibern, denn sowohl beruflich als auch privat hat er enorm viele Briefe verfaßt. Ein wesentlicher Teil seiner Korrespondenz wurde erst nach seinem Tode veröffentlicht und bildet eine der wichtigsten Informationsquellen über den Autor. Zu Kafkas wichtigsten Briefpartnern, denen er über eine längere Zeit schrieb, gehören: Ottla, seine jüngste Schwester und treue Freundin, Milena Jesenská, die Geliebte des Jahres 1920, und seine Freunde Max Brod, Oskar Baum und Felix Weltsch. Eine besondere Bedeutung unter seinen Briefen kommt der über fünf Jahre andauernden Korrespondenz mit Felice Bauer zu, seiner zweimaligen Verlobten, die er letzten Endes aber nicht heiratete.

Die Bekanntschaft mit Felice Bauer hat das Leben und Werk Franz Kafkas zwischen dem 13. August 1912, also dem Tag, an dem er sie zum ersten Mal traf, und dem 16. Oktober 1917 (mit diesem Datum ist sein letzter Brief an sie datiert) entscheidend beeinflußt.

### Wer war Felice Bauer?

Felice Bauer wurde 1887 in Neustadt (Oberschlesien) als Tochter von Anna und Carl Bauer, eines Berliner Versicherungsagenten, geboren. 1899 übersiedelte die Familie aus der ober-schlesischen Kleinstadt nach Berlin, wo die Eltern zwischen 1904 und 1910 getrennt lebten. Felice wollte ihrer alleinstehenden Mutter beim Unterhalt der Familie helfen. Daher begann sie nach Abschluß ihrer Schulausbildung als Stenotypistin zu arbeiten. Dank ihrer Tüchtigkeit brachte sie es innerhalb weniger Jahre bei der Firma Carl Lindström A.G. zur Prokuristin.

Als sie Franz Kafka am 13. August 1912 im Hause seines Freundes Max Brod kennenlernt, ist sie 24 Jahre alt und hält sich gerade geschäftlich in Prag auf. Da sie

mit Brods Frau entfernt verwandt ist, besucht sie die Brods an jenem Abend und trifft dort ihren späteren Briefpartner und zweimaligen Verlobten. So beginnt ihre Beziehung, die sich dann vor allem postalisch entwickelt, da Felice in Berlin und Franz in Prag wohnt. Ende Mai 1914 findet ihre erste Verlobung statt, offiziell im Hause Bauer gefeiert, am 12. Juli ist sie bereits wieder gelöst. Die Entlobten setzen ihre Korrespondenz allerdings fort. Zwei Jahre später meldet sich Felice auf Anregung Kafkas zur freiwilligen Mitarbeit im jüdischen Volksheim Berlin, einem Zentrum jüdischer Volksarbeit und Erziehung von armen ostjüdischen Flüchtlingskindern. Felice, die sich in ihren dienstfreien Stunden dieser sozialen Arbeit widmet, wird von den anderen Helferinnen sehr geschätzt. Bei den Jugendlichen – sie unterrichtet eine Mädchenklasse – ist sie beliebt. Franz Kafka empfiehlt und besorgt pädagogische Literatur für ihren eigenen Gebrauch und Lesetexte für ihre Schülerinnen. Er und Felice haben nun wieder gemeinsame Interessen, versöhnen sich und beginnen erneut an eine gemeinsame Zukunft zu denken.

Anfang Juli 1917 kommt es zu ihrer zweiten Verlobung (in Prag), die jedoch nach einem halben Jahr ebenfalls wieder gelöst wird. Diesmal endet ihre Beziehung (auch der Briefwechsel) tatsächlich. Als Grund gilt die schwere Erkrankung Kafkas (Anfänge einer Tuberkulose). Der Schriftsteller wird allerdings noch über sieben Jahre mit seiner Krankheit leben und noch zwei Heiratsversuche mit zwei Frauen (Julie Wohryzek und Dora Dymant) unternehmen. Und Felice? Sie kommt auch ohne Kafka ganz gut zurecht. Im März 1919 heiratet sie einen wohlhabenden Berliner Geschäftsmann, mit dem sie dann einen Sohn und eine Tochter haben wird. 1931 übersiedelt sie mit ihrer Familie in die Schweiz und 1936 in die Vereinigten Staaten. Ein Jahr später stirbt dort ihr Mann. Sie wird erneut berufstätig, zieht ihre Kinder auf und schafft es, sich ohne die Hilfe anderer durchs Leben zu schlagen.

Über Jahre bewahrt Felice die über 500 an sie gerichteten Briefe Franz Kafkas auf. Sie nimmt diese besonderen Liebesbriefe sogar mit in die USA. Ursprünglich hat sie nicht die Absicht, die Korrespondenz zu verkaufen, obwohl der New Yorker Schocken Verlag stark daran interessiert ist. Nach und nach jedoch wird Kafkas Ruhm immer größer, Felice dagegen erkrankt schwer und braucht Geld für ihre Krankenhausaufenthalte. Schließlich (1955) läßt sie sich überreden, die Briefe für 5000 Dollar an Schocken zu verkaufen<sup>1</sup>, die dann 1967 zum ersten Mal erscheinen. Felice Bauer-Marasse stirbt am 15. Oktober 1960 in Kalifornien.

Die Zeugnisse und Berichte über Felice betonen alle ihre Tüchtigkeit und ihren praktischen Sinn, Eigenschaften, die Kafka selbst völlig abgingen und die er an anderen sehr bewunderte. Sie war innerlich ausgeglichen und hatte eine gehörige Portion gesunden Menschenverstands. Felice scheint ein lebensbejahender, unkomplizierter Mensch gewesen zu sein. Sie war modebewußt und reiste gern, war aber zugunsten ihrer Familie auch bereit, auf vieles zu verzichten. Ihr Geschmack in der Literatur und Kunst sowie in Fragen des Wohnkomforts entsprach dem des Bürgertums jener Zeit.

<sup>1</sup> Vgl. Ernst Pawel: *Das Leben Franz Kafkas. Eine Biographie*. Reinbek 1990, S. 301–304.

Aus Kafkas Briefen an Felice geht hervor, daß sie in ihrer Korrespondenz Bücher erwähnte, die sie in jener Zeit las; darunter waren Autoren zu finden wie Franz Werfel, Ricarda Huch, Selma Lagerlöf, Jens Peter Jacobsen, Herbert Eulenberg, Else Lasker-Schüler, Arthur Schnitzler. Ihr literarischer Geschmack deckte sich allerdings nicht mit dem Kafkas, was ihn ärgerte und gelegentlich bei ihm zu Eifersuchtsanfällen führte. Für die literarischen Arbeiten Kafkas zeigte sie offenbar wenig Gespür. In Kafkas Tagebüchern finden wir folgende Beschreibung von Felice:

Sie kam mir doch vor wie ein Dienstmädchen. Knochiges, leeres Gesicht, das seine Leere offen trug. Freier Hals. Überworfene Bluse. Sah ganz häuslich angezogen aus, trotzdem sie es, wie sich später zeigte, gar nicht war [...]. Fast zerbrochene Nase, blondes, etwas steifes, reizloses Haar, starkes Kinn.<sup>2</sup>

So sah er sie bei ihrem ersten Treffen bei den Brods. Irgendetwas muß aber Kafkas Interesse an dieser Frau erregt haben. Vielleicht eben dieses nicht besonders attraktive Aussehen, ihre ruhige, offene Art und Tüchtigkeit. Oder auch ein inneres Bedürfnis, sich einer Frau zu nähern, eine Muse zu finden? Neun Monate früher notierte er in sein Tagebuch: Auch im Talmud heiße es: „Ein Mann ohne Weib ist doch kein Mann.“ (T, S. 128)

Einen Tag nach der ersten Begegnung mit Felice gestand Kafka in einem Brief an Max Brod, er habe unter dem Einfluß des Fräuleins gestanden und das möge sein literarisches Urteilsvermögen getrübt haben.<sup>3</sup> Daher bat Kafka seinen Freund, das am vorigen Abend besprochene Manuskript (Erzählungsband *Betrachtung*) noch einmal durchzugehen.

Nach fünf Wochen unsicheren Wartens, am 20. September 1912, schrieb Kafka seinen ersten Brief an Felice. Somit begann die leidenschaftliche, sonderbare Brief-Beziehung zwischen den beiden. Und zwei Tage später schrieb er eine Geschichte – *Das Urteil* –, die er „Fräulein Felice B.“ widmete.

## Kafkas Korrespondenz – allgemeine Bemerkungen

Was Kafkas Korrespondenz betrifft, gab es für ihn keine Routine. Seine Briefe zeichnen sich durch eine erstaunliche Frische und Originalität aus, aber auch durch ästhetische Geschlossenheit und kompositorische Gefügtheit.<sup>4</sup> Denn Schriftsteller ist kein gewöhnlicher Beruf, den man in bestimmten Amtszeiten betreibt und den man von seinem Privatleben trennen kann. Es ist vielmehr eine Berufung, ein inneres Bedürfnis, etwas, was tief in der Seele steckt, wovon man sich nicht befreien kann.

<sup>2</sup> Franz Kafka: *Tagebücher*. Frankfurt (M.) 1993, S. 208; weiter als T abgekürzt.

<sup>3</sup> In dem Brief vom 14.08.1912 schreibt Kafka folgendermaßen an Max Brod: „Lieber Max, ich stand gestern beim Ordnen der Stückchen unter dem Einfluß des Fräuleins, es ist leicht möglich, daß irgendeine Dummheit [...] dadurch entstanden ist.“ (Zit. nach Franz Kafka: *Briefe 1902–1924*. Frankfurt (M.) 1975, S. 102.

<sup>4</sup> Hartmut Binder: *Kafka in neuer Sicht*. Stuttgart 1976; daraus Kapitel 1: *Die Briefe*, S. 3–34.

Ferner setzt dieser Beruf auch eine bestimmte Lebenseinstellung voraus. Franz Kafka sagte einmal: „Meine Lebensweise ist nur auf das Schreiben hin eingerichtet.“ (BaF, S. 66). Damit meinte er zwar eher seine literarische Tätigkeit, tatsächlich aber widmete er seiner Korrespondenz genauso viel Zeit wie dem Dichten. Daher sind Kafkas Briefe wahre Kunstwerke – durchdacht, oft metaphorisch, mit ausführlichen Beschreibungen seines Seelenzustandes. Die Themen seiner Korrespondenz sind losgelöst von aktuellen Problemen der Zeit, sie sind konzentriert auf die Lebensprobleme des Autors. Es gibt dafür verschiedene Gründe, vor allem aber Kafkas starke Introvertiertheit und seine Schwierigkeiten im Leben, wie auch sein Grundgefühl, anderen in jeder Hinsicht unterlegen zu sein.

Zweifelsohne hatte er sein Leben lang Kommunikationsprobleme im Umgang mit seinen Nächsten, auch mit jenen, die er liebte. Dies war ihm durchaus bewußt, und in einem Brief an Felice (vom 7. Juli 1913) äußerte er sich darüber: „Ich glaube wirklich, ich bin für den menschlichen Verkehr verloren. Ein fortgesetztes, lebendig sich aufbauendes Gespräch mit einem einzelnen zu führen, bin ich gänzlich außerstande.“ In einem anderen Brief (vom 12. August 1913) schrieb er (ebenfalls an seine Verlobte): „Ein großer Briefverkehr ist ein Zeichen dafür, daß etwas nicht in Ordnung ist. Der Frieden braucht keine Briefe.“

Ganz generell läßt sich Kafkas Korrespondenz in amtliche Schriften und Privatbriefe einteilen. Als Beamter bei der Arbeiter-Unfallversicherungs-Anstalt war er für die Erledigung von wichtigen Korrespondenzen zuständig. Ein Teil seiner Dienstbriefe wurde 1984 von Klaus Hermsdorf herausgegeben.<sup>5</sup> Als wichtigste und prägnanteste Merkmale dieser Briefe nennt Norbert Oellers Eindeutigkeit, Verständlichkeit und stilistische Brillanz sowie ihre Simplität.<sup>6</sup>

Aber auch Kafkas Privatbriefe unterscheiden sich deutlich voneinander, insbesondere in Hinsicht auf ihren Stil und Kafkas Beziehung zu den einzelnen Briefpartnern. Jahrelang schrieb Kafka an seinen Prager Freund Max Brod, trotzdem kann man weder ihre gegenseitige Beziehung noch ihren Briefwechsel als intim oder vertraulich bezeichnen, was folgende Stelle aus einem Brief an Felice belegt: „Ich bin mit Max doch schon so oft allein beisammen, [...] aber ich kann mich nicht erinnern [...], ein großes, zusammenhängendes, mein ganzes Wesen heraushebendes Gespräch mit ihm geführt zu haben.“ (BaF, S. 401)

Aus den Briefen an Otlila läßt sich dagegen Kafkas gutes Verhältnis zu seiner jüngsten Schwester herauslesen. Bei ihr findet er Verständnis (auch für seine literarische Tätigkeit) und Trost, beide haben auch Probleme mit dem Vater.

Nur ein Jahr lang dauerte Kafkas Korrespondenz mit Milena Jesenská, „einer Frau, die Kafka verstand – seine Literatur, seine Krankheit, seine Angst, seine Scham- und Schuldgefühle“.<sup>7</sup> Es waren aber, wie Norbert Oellers bemerkt, „leidenschaftliche Liebesbriefe, die zu den schönsten und traurigsten gehören,

<sup>5</sup> Klaus Hermsdorf (Hrsg.): *Amtliche Schriften*. Berlin 1984.

<sup>6</sup> Norbert Oellers: *Franz Kafka als Briefschreiber*. In: Herbert Zeman (Hrsg.): *Die österreichische Literatur. Ihr Profil von der Jahrhundertwende bis zur Gegenwart (1880–1980)*. Graz 1989. Teil 2, S. 939–957.

<sup>7</sup> Ebenda, S. 955.

die in deutscher Sprache überliefert sind“.<sup>8</sup> In demselben Aufsatz werden Kafkas Briefe an Felice als „Literatur“ und „versteckte Autobiographie“ bezeichnet. (S. 957)

### Der besondere Charakter der Briefe an Felice

Dem Umfang nach nehmen die Briefe an Felice den wichtigsten Platz in Kafkas Korrespondenz ein. Der Briefverkehr zwischen den beiden erstreckte sich etwa über fünf Jahre (1912–1917) und übte einen wesentlichen Einfluß auf den Schriftsteller aus. Es ist aber sehr problematisch, Kafkas Korrespondenz an Felice Bauer eindeutig als Liebeskorrespondenz zu bezeichnen, denn sie ist alles andere als das, was gemeinhin darunter verstanden wird; und die Beziehung zwischen Kafka und Felice kann schon gar nicht klar definiert werden.

Die Briefe an Felice mögen auf den ersten Blick den Eindruck gewöhnlicher Liebesbriefe erwecken, wenn man nur daran denken würde, daß Kafka und Felice durch eine fünfjährige Beziehung und zweimalige Verlobung verbunden waren, und noch nichts Näheres von der besonderen Art ihrer Beziehung wüßte. Doch wenn man die Briefe des Prager Schriftstellers an Felice mit denen an Milena Jesenská<sup>9</sup> vergleicht, sind Unterschiede unübersehbar. Kafka nennt Milena seine *Lehrerin* (BaM, S. 21) und *Mutter* (BaM, S. 73), und es scheint, daß sie ihm viel mehr als Felice bedeutete. Aus seiner Korrespondenz an Milena geht hervor, daß er sie nicht nur liebte und bewunderte, sondern auch als Schriftstellerin sehr hoch schätzte. Auch die Sprache der beiden Briefsammlungen an die beiden Frauen unterscheidet sich. Ernst Pawel zieht in seiner Kafka-Biographie einen Vergleich zwischen dem Stil der Briefe an Felice und denen an Milena und stellt fest:

Die klare und eindeutige Sprache, die er [Kafka] ihr [Milena] gegenüber anschlug, steht im auffallenden Kontrast zu den metaphysischen Windungen und rhetorischen Exzessen, die man in seinen Briefen an Felice findet, einer Frau, die er verzweifelt zu lieben begehrte, aber meistens noch nicht einmal mochte.<sup>10</sup>

Wodurch unterscheiden sich also Kafkas Briefe an Felice von einer gewöhnlichen Liebeskorrespondenz, wie zum Beispiel von seinem Briefwechsel mit Milena? In der Regel wird erwartet, daß in den Briefen an eine geliebte Frau vor allem zahlreiche Liebeserklärungen zu finden sind. In Kafkas Korrespondenz an Felice ist das äußerst selten der Fall (außer in den Anredeformen „Liebste!“, „Meine Liebste!“, „Allerliebste!“), und wenn doch, dann sind es eher beunruhigende widersprüchliche Bekenntnisse, die gleichzeitig seine Ängste verraten. So schreibt Kafka beispielsweise am 3. August 1913: „Ich träume fast jede Nacht von Dir, so groß ist mein Bedürfnis bei Dir zu sein. Ebenso groß aber, und zwar aus den

<sup>8</sup> Ebenda, S. 954.

<sup>9</sup> Franz Kafka: *Briefe an Milena*. Hrsg. v. Willy Haas. Frankfurt (M.) 1975; weiter als BaM abgekürzt.

<sup>10</sup> Ernst Pawel: *Das Leben Franz Kafkas. Eine Biographie*. Reinbek 1990, S. 441.

verschiedensten Gründen, die Angst davor.<sup>11</sup> Solche Worte können selbstverständlich keine Frau glücklich machen, würden aber mit Sicherheit jede verwirren. Schließlich aber (am 25. März 1914) kommt der magische, von der Geliebten wahrscheinlich lang erwünschte Satz: „Ich liebe Dich F., bis an die Grenze meiner Kraft, darin kannst Du mir vollständig vertrauen.“ (BaF, S. 533), allerdings wird hinzugefügt: „Im übrigen aber F., kenne ich mich nicht ganz.“ Und an einer anderen Stelle (8. Juli 1913) heißt es: „Ich bin kein Mensch, ich bin imstande, Dich, die ich am meisten, die ich allein unter allen Menschen liebe [...] kalten Herzens zu quälen.“ (BaF, S. 425) Ein Tag später kommt wieder seine Unsicherheit zum Ausdruck: „Laß mich Dir Tag für Tag wiederholen, daß ich Dich liebe, soweit ich Kraft zur Liebe überhaupt habe.“ Wenn er seiner selbst unsicher ist, wie kann sie dann Vertrauen zu ihm finden? Und war es überhaupt wahre Liebe, was er ihr gegenüber empfand? Wahrscheinlich eher eine besondere Art dieses Gefühls, das nur bei Kafka vorkam, und das man als *briefliche Liebe* definieren könnte. Elias Canetti bemerkt in seinem Essay *Der andere Prozeß*, daß „Liebe bei Kafka, der sich im Gespräch nur selten frei fühlte, durch sein geschriebenes Wort entstand“.<sup>12</sup> Diese Überzeugung teilt auch Martin Borner und meint, das Briefeschreiben sei bei Kafka ein vollkommener Ersatz für das Handeln. Dies könnte zusätzlich dadurch bestätigt werden, daß der Umfang dieses Briefwechsels in keinem Verhältnis zum wirklichen Erlebnis steht und daß aus diesem unmäßigen Briefschreiben am Ende doch nichts wurde.<sup>13</sup>

Es muß aber zugestanden werden, daß Kafka seiner Geliebten weitgehendes Vertrauen entgegengebracht hat. Seine Briefe sind zutiefst ehrlich, er versucht, keine Schwierigkeiten zu verschweigen, schreibt offen über seine Ängste, Zweifel, Schwächen, und gesteht sogar seine kurze Affäre mit einer Schweizerin im Sanatorium in Riva. Er fühlt, daß er sich in seiner Korrespondenz wirklich frei aussprechen kann, denn es fällt ihm viel leichter, Briefe zu verfassen als mit jemandem zu reden. Hingegen waren seine wirklichen Begegnungen mit Felice in der Regel Mißerfolge.

Kafkas Vorstellung vom gemeinsamen Leben mit der geliebten Frau muß ihr auch sonderbar und beängstigend vorgekommen sein. In seinem Neujahrsbrief (vom 1. Januar 1913) geht er auf einen von Felice geschriebenen Satz – „Wir gehören unbedingt zusammen.“ – folgendermaßen ein: „Das ist, Liebste, tausendfach wahr, ich hätte z.B. [...] keinen größeren und närrischeren Wunsch, als daß wir an den Handgelenken Deiner linken und meiner rechten Hand unlösbar zusammengebunden wären.“ (BaF, S. 224)

Außerdem scheint Kafka in seiner Beziehung zu Felice nie glücklich gewesen zu sein: „Ich habe zu viel Unruhe und Sorgen, bin vielleicht überhaupt nicht menschlichen Glückes fähig.“ (BaF, S. 419) Und wenn er doch von seinem Glück spricht, dann mischt es sich mit Unglück, wie in dem Brief vom 4. April 1913:

<sup>11</sup> Franz Kafka: *Briefe an Felice*. Hrsg. v. Erich Heller, Jürgen Born. Frankfurt (M.) 1995, S. 433; weiter als BaF abgekürzt.

<sup>12</sup> Elias Canetti: *Der andere Prozeß. Kafkas Briefe an Felice*. Leipzig 1983, S. 48.

<sup>13</sup> Martin Borner: *Das Briefschreiben*. Zürich 1994.

„Weißt Du, Liebste, diese Mischung von Glück und Unglück, die mein Verhältnis zu Dir bedeutet (Glück – weil Du mich noch nicht verlassen hast [...], Unglück – weil ich die Probe auf meinen Wert so elend bestehe).“ (BaF, S. 355f.) Regelmäßig klagt er über seinen körperlichen Zustand. Er war sich dessen bewußt, daß Felice sowohl geistig als auch körperlich das genaue Gegenteil von ihm war. Daraus schließt Canetti die Absicht der ersten Periode ihrer Korrespondenz: „Es soll eine Verbindung, ein Kanal hergestellt werden zwischen ihrer Tüchtigkeit und Gesundheit und seiner Unentschlossenheit und Schwäche.“<sup>14</sup>

Erwähnenswert ist auch seine Werbung um Felices Hand. Er macht das so, als ob er sie eher abschrecken wollte. Erst gesteht er, daß er nicht mit anderen Menschen zusammenleben kann, nennt alle seine Nachteile, erwähnt grundsätzliche Unterschiede zwischen ihnen, und direkt danach bittet er Felice, seine Frau zu werden. Er weiß aber auch, daß er nicht imstande ist, sie glücklich zu machen. Was bekümmert ihn? – „In meinen Briefen ist es meine ewige Sorge, Dich von mir zu befreien.“ (BaF, S. 365)

### Zur Poetik von Kafkas Briefen an Felice

In Kafkas Privatkorrespondenz lassen sich eigentlich keine Spuren eines konventionellen, künstlich aufgesetzten Briefstils finden, nicht einmal feste Gruß- oder Schlußformeln. Die Anredeformen, die er wählt, lauten zu Beginn der Bekanntschaft: „Sehr geehrtes Fräulein!“, „Verehrtes Fräulein!“, „Gnädiges Fräulein!“, „Liebe gnädige Frau!“. Zunächst zeigt er sich also, den Umständen entsprechend, vornehm, distanziert und ehrfurchtsvoll. Nach einiger Zeit spricht er sie jedoch schon mit „Liebes Fräulein Felice!“ an, und kurz darauf folgt die vertrauliche Anrede „Liebste!“.

Kafkas Briefe weisen keinerlei Gliederung auf, er schreibt kontinuierlich, ohne Absätze. Der kurzen Anrede folgt der eigentliche Inhalt, Kafka berichtet einfach darüber, was ihm gerade am Herzen liegt, was ihn freut oder (viel häufiger) bekümmert. Seine Korrespondenz handelt oft vom Briefeschreiben selbst. Er gibt die Umstände an, unter denen er schreibt (z.B. ob er im Büro oder zu Hause ist), auch Tages- und Uhrzeiten der Entstehung seiner Briefe. Felice wird auch detailliert über seine Zeiteinteilung informiert. Gewöhnlich ist er auch imstande, den Tag voranzusehen, an dem sein Brief bei Felice ankommen wird. Oft schreibt er darüber, wie sehr er Felices Briefe braucht, was sie für ihn bedeuten, wie unerträglich ihm das Warten auf sie ist und wie er leidet, wenn er keine Nachrichten von ihr hat.

Norbert Oellers meint, Kafkas Briefe an Felice seien „der getreue, nichts verfälschende Spiegel des unerbittlichen und schließlich vergeblichen Kampfes [...] um die Aufhebung seiner Identität“.<sup>15</sup> Kafka erwähnt selbst den in ihm stattfindenden Kampf. Zunächst ist unklar, was er eigentlich damit meint, dann

<sup>14</sup> Canetti (wie Anm. 12), S. 5.

<sup>15</sup> Siehe Anm. 6, S. 947.

zeigt sich, daß es ein Kampf *in ihm um sie* ist. In seinem vorletzten Brief an Felice heißt es dann:

Daß zwei in mir kämpfen,<sup>16</sup> weißt Du. Daß der bessere der zwei Dir gehört, daran zweifle ich am wenigsten. [...] Über den Verlauf des Kampfes bist Du ja durch fünf Jahre durch Wort und Schweigen und durch ihre Mischungen unterrichtet worden [...]. Verschleierungen gab es manche, Lügen sehr wenig [...]. Ich bin ein lügnerischer Mensch, ich kann das Gleichgewicht nicht anders halten, mein Kahn ist sehr brüchig [...]. Die zwei, die in mir kämpfen, sind ein Guter und ein Böser. (BaF, S. 755f.)

Der innere Kampf wird aber bereits früher angedeutet, als Kafka begann, um Felices Hand zu werben. Sein Schreiben, seine Unabhängigkeit, seine Gewohnheiten waren für ihn am wichtigsten (wie die bereits zitierte Stelle aus einem seiner Briefe belegt: „Meine Lebensweise ist auf das Schreiben hin eingerichtet.“ - BaF, S. 66). In fast jedem Brief lassen sich Hinweise oder Berichte über seine literarische Arbeit und ihren Stellenwert in seinem Leben finden. Dennoch unternimmt er den Versuch, eine Beziehung zu Felice aufzubauen und sich ihren Vorstellungen vom gemeinsamen Leben anzupassen:

Es waren und sind in mir zwei, die miteinander kämpfen. Der eine ist fast, so wie Du ihn wolltest [...]. Der andere aber denkt nur an die Arbeit, sie ist seine einzige Sorge, sie macht, daß ihm die gemeinsten Vorstellungen nicht fremd sind. (BaF, S. 617)

Jürgen Born deutet die zwei „Kämpfer“ in Kafkas Inneren folgendermaßen: Der erste Kämpfer, „der Gute“, trete entschlossen für die Einordnung in die Gemeinschaft, für die Ehe, für das Leben zu zweit ein. Der zweite hingegen, „der Böse“, verteidige mit Entschlossenheit das Schreiben. Und schreiben konnte Kafka nur in völliger Abgeschlossenheit vom wirklichen Leben und von anderen Menschen.<sup>17</sup>

Dabei wirft er Felice vor, sie habe nur den einen der beiden Kämpfenden akzeptiert, für den anderen aber, dem es um das Schreiben gehe, habe sie nur Widerwillen empfunden.<sup>18</sup> Im Verlauf der fünfjährigen Verbindung mit Felice gewinnt nun bald dieser bald jener der beiden „Kämpfer“ die Oberhand. Kafka schwankt ständig zwischen „Einsamkeit und Gemeinschaft“, wie es Jürgen Born nennt.<sup>19</sup> Seine Krankheit versteht Kafka metaphorisch, eben als Folge des inneren Kampfes zwischen dem Guten und dem Bösen. Er erklärt Felice:

Ich halte nämlich diese Krankheit im geheimen gar nicht für eine Tuberkulose, oder wenigstens zunächst nicht für eine Tuberkulose, sondern für meinen allgemeinen Bankrott. [...] Das Blut stammt nicht aus der Lunge, sondern aus dem oder aus einem entscheidenden Stich eines Kämpfers. (BaF, S. 756)

<sup>16</sup> Zu diesem Brief schrieb Jürgen Born einen ausführlicheren Aufsatz: „Daß zwei in mir kämpfen ...“. *Zu einem Brief Kafkas an Felice Bauer*. In: „Daß zwei in mir kämpfen ...“ und andere Aufsätze zu Kafka. Furth im Wald/Prag 2000, S. 9–15.

<sup>17</sup> Ebenda, S. 12.

<sup>18</sup> Ebenda, S. 11.

<sup>19</sup> Ebenda, S. 13f.

Ein weiteres beständiges Thema in Kafkas Briefen an Felice bildet die Sorge darum, daß die Gesundheit der Geliebten unter dem Lesen und Schreiben von Briefen leiden könnte. Dabei wird ein Widerspruch deutlich: Einerseits spürt Kafka ein unüberwindbares Verlangen nach Felices Briefen und immer wieder bittet er sie um Antworten und neue Nachrichten, auch wenn es nur einige Zeilen sein sollten, andererseits verbietet er ihr zum Beispiel, noch im Bett an ihn zu schreiben. So schreibt er schon am 29. Oktober: „Jetzt kommt etwas sehr Wichtiges. Sie dürfen also nicht glauben, daß ich [...] außer der Zeit des Lesens Ihnen auch noch die Zeit des Ausruhens nehmen und Sie zu großen und pünktlichen Antworten verpflichten will.“ (BaF, S. 62) oder später am 24. November: „Nur bitte, Liebste, schreib nicht mehr in der Nacht, ich lese diese mit Deinem Schlaf erkauften Briefe nur mit einer Mischung von Glück und Trauer.“ (BaF, S. 118)

Die Gesundheit – sowohl die eigene als auch Felices – steht auch nicht selten im Zentrum seines Interesses. Er klagt über Schlaflosigkeit, Kopfschmerzen und andere gesundheitliche Probleme und will zugleich wissen, wie es seiner geliebten Felice geht.

Zu den stilistischen Mitteln, die in Kafkas Briefen besonders häufig anzutreffen sind, gehören rhetorische Fragen, wie beispielsweise: „Liebste, wie wird es nun sein, wenn ich nicht mehr werde schreiben können?“ (BaF, S. 204), „Liebste Felice, warum machen mich Deine Briefe schwach?“ (BaF, S. 333) oder auch „Soll ich es lieber verschweigen, um mir bei Dir nicht zu schaden?“ (BaF, S. 214) und irrealer Wunschsätze wie „Könnte ich doch ein Weilchen in Deinem schönen Büro verbringen!“ (BaF, S. 187) oder „Wenn ich nur schon wieder bei meiner Geschichte säße! Wenn nur die Liebste schon wieder ruhig wäre!“ (BaF, S. 257)

Manchmal versucht Kafka, Felice zu raten, was sie machen oder auch, was sie eher vermeiden sollte. Solche Inhalte werden meistens in Form von Ausrufesätzen formuliert: „Vor allem, Liebste, keine Selbstvorwürfe wegen zu wenig Schreibens! Du schreibst mir zu viel!“ (BaF, S. 242) oder „Tue es nicht mehr!“ (BaF, S. 118).

Kafka ist sich dessen bewußt, daß er Felice nicht glücklich machen kann, daher lassen sich in seinen Briefen auch Stellen finden, wo er sie einfach bemitleidet: „Ich müßte Sie durch mein Schreiben unglücklich machen.“ (BaF, S. 83), „Die Briefe an Dich sind keine Briefe, sondern Winseln und Zähnefletschen.“ (BaF, S. 557), „Was wird aus uns werden, meine arme Liebste!“ (BaF, S. 392), „Du willst also trotz allem das Kreuz auf Dich nehmen, Felice?“ (BaF, S. 416).

Es scheint, als würde Kafka die Beziehung mit Felice nur als Anlaß zum Briefeschreiben betrachten. Denn das Schreiben liebte er ganz gewiß und dieser Leidenschaft ist er zeit seines Lebens treu geblieben. Das Ringen um Felice hat fünf Jahre gedauert und machte keinen der Partner glücklich.

## **Kafkas Eigenbild – Aussehen, Alltag, Berufsleben, Interessen**

Kafkas Korrespondenz an Felice Bauer (356 Briefe und 146 Postkarten) ist keineswegs gleichmäßig über die fast fünfzehn Jahre ihrer Bekanntschaft (September 1912 bis Dezember 1917) verteilt. Etwa die Hälfte der Briefe fällt in

das erste Halbjahr, bis zu ihrem zweiten Treffen in Berlin zu Ostern 1913. In dieser Periode zeigt Kafka eine wahre „Schreibwut“, schickt täglich oder manchmal sogar mehrmals am Tage Briefe an Felice.

Briefeschreiber brauchen, um schreiben zu dürfen, einen Grund. Kafka nahm für seinen ersten Brief an Felice eine geplante Reise nach Palästina zum Anlaß, von der an jenem Abend der ersten Begegnung bei den Brods die Rede war, obwohl er wahrscheinlich gar nicht ernsthaft an einen gemeinsamen Ausflug glaubte. Er beginnt damit, daß er sich vorstellt, „für den leicht möglichen Fall“, daß Felice sich seiner nicht mehr erinnern kann. Weiter erwähnt er kurz seine Arbeit in der Unfallversicherung und erinnert sich an die Einzelheiten ihrer ersten Begegnung bei den Brods. Inzwischen aber zeigt er sich äußerst ungeduldig, er träumt von einer schnellen Antwort Felices, die aber nicht so schnell kommt. Wie er beteuert, besteht sein Leben in dieser Zeit zur Hälfte aus dem Warten auf ihren Brief, außerdem ist er unruhig und kann sich nicht recht fassen. (BaF, S. 50)

In einem der ersten Briefe beschreibt er sich selbst. Seine Selbstdarstellung mutet nicht allzu optimistisch an und läßt einiges über seinen Charakter schließen. „Ich bin der magerste Mensch, den ich kenne.“ (BaF, S. 65), stellt er fest, „Meine Lebensweise [die vegetarische], durch die ich allerdings meinen Magen geheilt habe, käme Ihnen närrisch und unerträglich vor [...]. Seit einigen Jahren bin ich nun auch ganz unordentlich angezogen. Der gleiche Anzug dient mir für das Bureau, für die Gasse, für den Schreibtisch zuhause, ja sogar für Sommer und Winter.“ (BaF, S. 79) In demselben Brief macht er dann auch genaue Angaben über sein Alter: „Ich werde am 3. Juli 30 Jahre alt sein. Allerdings sehe ich wie ein Junge aus und je nach der Menschenkenntnis des uneingeweihten Beurteilers schätzt man mein Alter auf 18–25 Jahre.“ Weiter betont er noch, daß er weder raucht, noch Alkohol, Kaffee oder Tee trinkt. Er erwähnt auch seine täglichen Spaziergänge, die einen festen Bestandteil seines Tagesablaufs bilden. Im großen und ganzen wäre es also eine eher gesunde und empfehlenswerte Lebensweise, wenn er sie durch „ungenügenden Schlaf“ nicht zunichte machen würde. Ersichtlich wird auch seine Angst, ob Felice ihn akzeptieren und verstehen wird: „Ich weiß nicht, ob Sie sich mein Leben richtig vorstellen und daraus meine Empfindlichkeit begreifen.“ (BaF, S. 81) In einem Brief an Grete Bloch, Felices Freundin, formuliert er sein Wesen präziser: „Ein durch seine Lebensumstände und seine Natur gänzlich unsocialer Mensch.“ (BaF, S. 598) An einer anderen Stelle gesteht er selbstkritisch: „Ich bin im Grunde ein kalter, eigennütziger und gefühlloser Mensch trotz aller Schwäche, die das mehr verdeckt als mildert.“ (BaF, S. 417)

Nebenbei erwähnt er seine Arbeit bei einer Versicherungsanstalt, meist aber nur als eine Art Hintergrund, denn dorthin werden ihm von Felice oft Briefe geschickt, manchmal werden sie dort auch von ihm beantwortet. Das Büro ist für ihn „ein Schrecken“, daher äußert er sich nur ungern zu seinem Berufsleben. „Meine Büroarbeit zu beschreiben, macht mir wenig Vergnügen. Sie ist an sich nicht wert, daß Sie von ihr erfahren“ – berichtet er Felice (übrigens nur auf ihren

ausdrücklichen Wunsch) – „und sie ist auch nicht wert, daß ich Ihnen von ihr schreibe, denn sie [...] macht mich so fahrig und sinnlos wie ich jetzt bin.“ (BaF, S. 69) Und ein wenig später fügt er hinzu: „Nein, über die Büroarbeit rege ich mich durchaus nicht zuviel auf, erkenne die Berechtigung der Aufregung daraus, daß sie schon fünf Jahre Büroleben überdauert hat.“ (BaF, S. 102) Allein diese kleinen Bemerkungen zeugen deutlich davon, daß Kafka seine Arbeit haßte und daß sie für ihn nur eine reine Qual darstellte. Nach seinen eigenen Worten war er „gänzlich unfähig, mit dem Büro auszukommen“. (BaF, S. 105)

Zunächst zögernd, erst später recht ausführlich, beginnt Kafka von seinem eigentlichen Beruf (oder besser gesagt: seiner Berufung), das heißt dem Schreiben, zu berichten. Ende Oktober kündigt er Felice an, daß seine Geschichte *Das Urteil* bei Rowohlt in Leipzig erscheinen soll. Besonders betont er, daß er seine Erzählung mit der Widmung „Für Fräulein Felice B.“ versehen hat. Auf diese Weise will er sie ehren und beschenken, und zwar mit seinem eigenen Werk, dem ersten – worauf er besonders stolz und womit er wirklich zufrieden ist.

Ab und zu beschreibt er auch kurz seine Familie: die Eltern, die abends meistens Karten spielen, seine Schwestern, vor allem Ottla, und seinen kleinen Neffen. Dabei klärt er Felice über sein Verhältnis zu einzelnen Familienmitgliedern auf, wie zum Beispiel: „Im übrigen ist meine jüngste Schwester meine beste Prager Freundin und auch die zwei anderen sind teilnehmend und gut. Nur der Vater und ich, wir hassen einander tapfer.“ (BaF, S. 87), und über seine Mutter schreibt er: „Ihre Liebe zu mir ist gerade so groß, wie ihr Unverstand mir gegenüber.“ (BaF, S. 111). Zugleich bittet er auch Felice, über ihre Familie, Freunde und ihre Arbeit zu berichten. Nichts, was sie betrifft, ist für ihn unwichtig. Er möchte alle Einzelheiten wissen: wer ihre Vorgesetzten sind, welche Bücher sie liest, welche Theaterstücke sie besucht, wie sie sich ernährt. Felice wird von seinen Fragen fast überschüttet. Dann schickt er ihr Bilder von sich und bittet im Gegenzug um ihre Photographien.

Er ist ungeduldig, sehnt sich nach ihren Antworten und möchte mehr und mehr Briefe von ihr bekommen. Er fleht sie darum an, das Warten auf ihre Briefe wird ihm fast unerträglich: „Liebste, nicht so quälen! Du läßt mich auch heute [...] ohne Brief. Und für mich wäre es schon so viel! Ein Zeichen Deines Lebens, eine Beruhigung.“ (BaF, S. 97) Es kommt also weniger auf die Mitteilung an, sondern eher auf das Schreiben überhaupt. Später, 1916, stellt Kafka fest: „Auch kommt es nicht darauf an, etwas mitzuteilen, als vielmehr sich des anderen zu vergewissern.“ (BaF, S. 652)

Mit der Bekanntschaft mit Felice beginnt in seinem Leben eine neue Phase. Sein Alltag, in dem es bisher kaum Zeit für Vergnügen, Musik und amüsante Abende mit Freunden gegeben hat, wird nun um das Denken an Felice erweitert. „Ihre Briefe stellen für ihn so etwas wie Lebensmittel dar, nach denen er sich verzehrt, und die er beinahe verschlingt, ohne davon jemals satt zu werden.“<sup>20</sup> – meint Martin Borner.

<sup>20</sup> Borner (wie Anm. 13), S. 172.

## Kafkas literarische Tätigkeit

Felice Bauer hat Kafka bei den Brods als einen Schriftsteller kennengelernt, und so wollte er auch wahrgenommen werden. Das Schreiben war für ihn am wichtigsten, kein Wunder also, daß er schon zu Beginn ihrer Bekanntschaft gesteht: „Mein Leben besteht und bestand im Grunde von jeher aus Versuchen zu schreiben und meist aus mißlungenen [...]. Nur der Wellengang des Schreibens bestimmt mich [...]. Meine Lebensweise ist nur auf das Schreiben hin eingerichtet.“ (BaF, S. 66)

Der Stellenwert, den Kafka seinem Schreiben beigemessen hat, bestimmte entscheidend seine Lebensweise und Zeiteinteilung. Im Grunde genommen war alles seiner literarischen Tätigkeit untergeordnet. Selbstverständlich hat er also diesem Thema viel Platz in seiner Korrespondenz mit Felice gewidmet. In vielen seiner Briefe berichtet Kafka, woran er gerade arbeitet, ob er gut oder schlecht geschrieben hat, beziehungsweise was ihn hinderte und welche Umstände ihm das Dichten unmöglich gemacht haben. So schreibt er beispielsweise (um nur einige der vielen Briefstellen zu nennen):

Begreifst Du es Liebste: schlecht schreiben und doch schreiben müssen, wenn man sich nicht vollständiger Verzweiflung überlassen will. (BaF, S. 142)

Dem Helden meiner kleinen Geschichte ist es aber auch heute gar zu schlecht gegangen [...]. Wie soll ich da besonders lustig sein! (BaF, S. 116)

Diese ewige Sorge, die ich auch jetzt übrigens noch habe, daß die Reise meiner kleinen Geschichte schaden wird. (BaF, S. 130)

Das Schreiben erfreut ihn in höchstem Maße, er möchte dieses Glück mit Felice teilen, ihr vorlesen: „Aber schade, daß ich sie Dir nicht vorlesen kann.“ (BaF, S. 125) – bedauert er.

Kafka gibt zu, daß es oft Parallelen zwischen seinem Werk und der Wirklichkeit gibt. Er erwähnt Beispiele hierfür sowohl in seinen Briefen als auch in den Tagebüchern. Am 11. Februar 1913 notiert er:

Anläßlich der Korrektur des *Urteils* schreibe ich alle Beziehungen auf, die mir in der Geschichte klargeworden sind [...]. Georg hat soviel Buchstaben wie Franz. Frieda hat ebensoviel Buchstaben wie F. und den gleichen Anfangsbuchstaben. (T, S. 217)

Und in dem Brief an Felice vom 5. August 1913 kommt er wieder darauf zurück:

Später fiel mir die merkwürdige Übereinstimmung jenes Briefes mit dem *Urteil* ein. Gewiß steckt im *Urteil* auch vieles vom Onkel drin (er ist Junggeselle, Eisenbahndirektor in Madrid, kennt ganz Europa außer Rußland). (BaF, S. 435)

Es liegt ihm sehr viel daran, daß Felice Interesse an seiner literarischen Tätigkeit hat und Verständnis für seine Werke aufbringt. „Du, sei freundlich zu meinem armen Buch!“ (BaF, S. 175) schreibt er, als er ihr das Exemplar seines Buches *Betrachtung* schickt. Und nach einigen Tagen erwähnt er wieder sein Werk, das inzwischen bei der Geliebten angekommen sein müßte: „Ich bin so glücklich, mein Buch, soviel ich daran auch auszusetzen habe, in Deiner lieben Hand zu wissen.“ (BaF, S. 180) Kafka zeigt sich also auch kritisch seinem Schreiben

gegenüber und ist sich dessen bewußt, wann er gut und wann schlecht geschrieben hat. Eines Tages teilt er Felice mit: „Heute bin ich zu müde und zu unzufrieden mit meiner Arbeit.“ (BaF, S. 180) Seine Unzufriedenheit muß damals wirklich außerordentlich groß gewesen sein, denn er schreibt weiter: „Wenn ich genug Kräfte hätte, meiner innersten Absicht zu folgen, würde ich alles, was ich am Roman fertig habe, zusammendrücken und aus dem Fenster werfen.“

Kafka weiß, daß er um des Schreibens willen viel opfern muß, ist aber damit einverstanden und beklagt sich nicht. Es scheint, als ob die Literatur die höchste Instanz und wichtigste Pflicht für ihn wäre. Am 1. November 1912 schreibt er an Felice:

Ich habe mir einmal im einzelnen eine Aufstellung darüber gemacht, was ich dem Schreiben geopfert habe und darüber, was mir um des Schreibens willen genommen wurde oder besser, dessen Verlust nur mit dieser Erklärung sich ertragen ließe. (BaF, S. 65)

Wie ernst er seine literarische Arbeit nimmt, beweisen folgende Worte:

Liebste, ich hätte wohl die Nacht im Schreiben durchhalten sollen. Es wäre meine Pflicht, denn ich bin knapp vor dem Ende meiner kleinen Geschichte und Einheitlichkeit und das Feuer zusammenhängender Stunden täte diesem Ende unglaublich wohl. (BaF, S. 153)

Noch ausdrücklicher heißt es in einem späteren Brief, geschrieben kurz nach der ersten Entlobung, in dem Kafka Felice die Gründe erklärt, warum sie nicht zusammenleben können: „Ich hatte die Pflicht, über meine Arbeit zu wachen, die mir allein das Recht zum Leben gibt.“ (BaF, S. 619) Dabei muß angemerkt werden, daß er sich diese Schreibpflicht selbst auferlegt, denn er veröffentlichte zu seinen Lebzeiten sehr wenig, es gab auch eigentlich keine Termine, die er einzuhalten hatte. Es kann also nur eine persönliche innere Verpflichtung gewesen sein.

Kafka denkt fast immerfort daran, sich optimale Bedingungen für sein Schreiben zu schaffen (gemeint ist nicht nur freie Zeit, sondern vor allem Stille und Abgeschiedenheit von seinen Familienmitgliedern und nicht zuletzt eine optimale geistig-körperliche Verfassung, darunter auch genug Schlaf). Deswegen schreibt er fast ausschließlich nachts, wenn vollkommene Ruhe zu Hause herrscht. Auch seinen Urlaub nutzt er dazu, seine Geschichten voranzutreiben und er zieht dieses Ziel sogar einem Treffen mit Felice vor. „Aber wenn ich Weihnachten zwischen Schreiben und Schlafen geteilt verbringen könnte, Liebste, das wäre ein Glück!“ (BaF, S. 184, 15. Dezember 1912)

Einmal kündigt Kafka Felice an, daß er ihr von nun an nur kurze Briefe schreiben wird (woran er sich dann später gar nicht hält), weil er sich bis zum letzten Atemzug für sein neues Werk aufbrauchen will. (BaF, S. 86) In demselben Brief beschreibt er, wie er mit der Arbeit an seinem Roman *Der Verschollene* vorankommt und nennt die Titel der einzelnen Kapitel. Felice ist also sehr genau darüber informiert. Er läßt sie nie vergessen, daß er in erster Linie doch ein Schriftsteller ist. Gleichzeitig macht er kein Hehl daraus, daß Felice sein Schreiben bedroht. Zuerst macht er nur Andeutungen wie: „Mein liebstes Mädchen, das ganze heutige Schreiben an meinem Roman war nichts anderes als unterdrückte Lust, Dir

zu schreiben.“ (BaF, S. 187) Dann wird es ernst und direkt formuliert: „Ich schreibe seit paar Tagen schrecklich wenig, ja fast nichts, ich habe zu viel mit Dir zu tun, zu viel an Dich zu denken.“ (BaF, S. 95) Noch deutlicher kommt das zwei Jahre später zum Ausdruck, nach der ersten Entlobung: „Sieh, Du warst doch nicht nur der größte Freund, sondern gleichzeitig auch der größte Feind meiner Arbeit.“ (BaF, S. 616) Ein anderer „Feind“ seines Schreibens war seine Stelle bei der Versicherungsanstalt. So wie Ehe und Schreiben im Falle Kafkas einander auszu-schließen scheinen, stellen auch Beamter und Schriftsteller ein Gegensatzpaar dar. Kafka „sieht keinen möglichen Ausgleich zwischen dem Schriftsteller, der er mit jeder Faser seines Herzens ist, und dem Beamten, der er aus Not geworden ist, der eine muß den anderen vertreiben“.<sup>21</sup>

### Kafka als Liebender und die Frage der Ehe

Nicht allzu oft, sondern eher zögernd und sparsam, beteuerte Kafka Felice, er liebe sie. Auf welche Art und Weise gesteht er ihr aber seine Liebe? Es ist ganz bestimmt nicht das einfache, konventionelle „Ich liebe dich.“ Kafka sieht die Liebe ganz anders, sie ist für ihn etwas höchst Kompliziertes und Komplexes, daher fürchtet er, daß sie sein Leben zu stark beeinflussen oder gar beherrschen könnte. Nahum N. Glatzer meint, Kafka habe sehr wohl gewußt, daß die Liebe ein vielschichtiges Phänomen sei und mit der Zeit immer vielschichtiger werde.<sup>22</sup>

Laß mich Tag für Tag wiederholen, wie ich Dich liebe

Dich, die ich am meisten, die ich allein unter allen Menschen liebe.

Liebste, mein Gott, wie lieb ich Dich!

Ich will Dir noch ins Ohr sagen, wie ich Dich liebe. Ich liebe Dich Felice, so daß ich, wenn Du mir erhalten bleibst, ewig leben wollte.

Diese Geständnisse scheinen noch von einer großen unbekümmerten Liebe und vollkommenem Glück zu zeugen. Liest man nur diese Zeilen, so denkt man, er muß sie wirklich geliebt haben. Liest man aber weiter in seinen Briefen, so zweifelt man an der Ehrlichkeit seiner Liebesbeteuerungen. Nach und nach wird die Beziehung komplizierter und Kafka – unsicherer. Bald schreibt er an seine Geliebte:

Wenn wir nicht bald beisammen sind, richtet sich die Liebe zu Dir, die keinen anderen Gedanken in mir neben sich duldet, auf eine Vorstellung, auf einen Geist, auf etwas ganz und gar Unerreichbares und niemals zu Entbehrendes.

Mit der Zeit scheint die Beziehung ihn mehr und mehr zu beunruhigen. „Ich bin zu unruhig, ich liebe Dich zu sehr.“ (BaF, S. 349) Er ist sich dessen bewußt, daß er nicht der richtige Partner für Felice ist. Er fühlt sich ihrer nicht würdig: „Ich werde gar nicht verdient, vor Dir zu stehen.“ (BaF, S. 135) und ahnt ein Unglück in der Zukunft. Das Hindernis sieht er in seiner eigenen Person – er hat sich selbst nämlich viel vorzuwerfen, daher mehren sich in ihm Zweifel.

<sup>21</sup> Marthe Robert: *Einsam wie Franz Kafka*. Frankfurt (M.) 1987, S. 127.

<sup>22</sup> Nahum N. Glatzer: *Frauen in Kafkas Leben*. Zürich 1987, S. 7f.

Liebste, noch habe ich Dich, noch bin ich glücklich, aber wie lange darf ich das sein? [...] Ich bin Dir im Wege, ich hindere Dich, ich werde doch einmal zur Seite treten müssen, ob früher oder später, wird nur die Größe meines Eigennutzes bestimmen. (BaF, S. 147)

Er kann nicht glücklich sein, weil ihn schon die Angst vor der Zukunft quält. Nach wie vor behauptet er jedoch, daß er Felice brauche, um überhaupt leben zu können. Oder besser gesagt: Er braucht ihre Briefe, denn er wünscht sich eigentlich kein Zusammentreffen mit ihr, sondern eine Geliebte in der Ferne, der er schreiben kann, wenn er will und von der er regelmäßig Antworten bekommt. Und wenn ein Brief von Felice verlorengeht, ist Kafka verzweifelt:

Du schreibst in Deiner Karte, Du hättest mir Montag nachts geschrieben, nun siehst Du, diesen Brief habe ich nicht. Was soll ich tun? Und jede Zeile von Dir brauche ich so sehr! (BaF, S. 133)  
Und wie brauche ich gerade jetzt Deine Briefe, weil ich so dumpf und sinnlos bin. (BaF, S. 182)

Im Grunde genommen ist das ein sehr egoistisches Bedürfnis, denn das eigene Wohlgefühl ist für ihn viel wichtiger als die Geliebte. Als Felice ihm schreibt, daß sie möglicherweise krank ist, denkt er vor allem daran, was das für ihn bedeuten würde.

Ich gestehe, daß ich, wenn der Gedanke an Dein Kranksein kommt, nicht zuerst daran denke, daß Du leidest, sondern daß ich dann möglicherweise keine Nachricht von Dir bekomme. (BaF, S. 190)

Plötzlich erscheint die Anrede „Armes Kind!“ und eine Portion Selbstkritik: „Du hast einen kläglichen und äußerst unbequemen Liebhaber.“ (BaF, S. 107). Später bekommt er Angst vor der Beziehung: „Ich erschrecke, wenn ich höre, daß Du mich liebst, und wenn ich es nicht hören sollte, wollte ich sterben.“ (BaF, S. 129) oder „Ich fürchte manchmal, daß ich Deinen Anblick, sei es auf der Gasse oder im Büro oder in Deiner Wohnung, nicht ertragen werde.“ (BaF, S. 135) Hier kommt deutlich der für Kafka typische Zwiespalt zum Ausdruck: Er hat gleichzeitig Angst vor einer Bindung und vor dem Alleinsein. Am 28. November 1912 stellt er die dramatische rhetorische Frage: „Sag nur, hat Dich einmal ein Mensch, der Dir nur das Beste zu verdanken hatte, grundlos so geplagt, wie ich?“ (BaF, S. 137) Nun beginnt er Felice zu warnen, was für ein Mensch er wirklich ist und was eine Beziehung mit ihm für sie bedeuten könnte: „Überlege einmal ordentlich, ob Du einen Menschen leiden könntest, der an manchen Tagen und in der Mehrzahl der Tage förmlich in sich verfällt und nicht von der Stelle zu bringen ist.“ (BaF, S. 151) Dann wird er präzise und nennt die Gefahr beim Namen: „Du kennst mich nicht, in meinem Schlechtsein kennst Du mich nicht, und auch mein Schlechtsein geht auf jenen Kern zurück, den Du Literatur nennen kannst.“ (BaF, S. 459) Damit will er Felice darauf aufmerksam machen, daß „falls sie sich entschließt, ihn zu heiraten, jeder von ihnen im Grunde für sich heiraten wird, sie – einen abwesenden Mann, er eine Literatur, die alle Ansprüche auf sein Leben geltend macht“.<sup>23</sup>

<sup>23</sup> Robert (wie Anm. 21), S. 108.

Der Gedanke an die Heirat, an die eigene Familie und Kinder hat Kafka jahrelang beschäftigt. In seinen Briefen an Felice wie auch in den Tagebüchern lassen sich viele Stellen finden, die dieses Thema berühren. Auch in seinem berühmten *Brief an den Vater* schreibt er ausführlich darüber:

Heiraten, eine Familie gründen, alle Kinder, welche kommen, hinnehmen, in dieser unsicheren Welt erhalten und gar noch ein wenig führen, ist meiner Überzeugung nach das Äußerste, das einem Menschen überhaupt gelingen kann.<sup>24</sup>

Dem Schriftsteller Franz Kafka ist das nicht gelungen, obwohl er verzweifelt darum bemüht war. Er hielt sich aber für unfähig zu heiraten – sowohl geistig als auch körperlich. Diesen Befürchtungen gibt er oft Ausdruck in seinen Briefen und Tagebüchern. „Ich bin noch knapp gesund für mich, aber nicht mehr zur Ehe und schon gar nicht zur Vaterschaft.“ (BaF, S. 88), schreibt er schon drei Monate, nachdem er Felice kennengelernt hat. Und über alles andere in der Welt hat er sein Schreiben geliebt, oder zumindest widmete er dieser Leidenschaft die meiste Zeit und seine ganze Seele. Aber um schreiben zu können, brauchte er wiederum vollständige Einsamkeit und Stille. Und das ließ sich mit einem traditionellen bürgerlichen Ehe- und Familienleben, das Felice sich offenbar wünschte, nicht vereinen. Darüber schreibt er, allerdings ein bißchen unklar, in dem Brief vom 30. August 1913: „Die innere Stimme verweist mich ins Dunkel und in Wirklichkeit zieht es mich zu Dir, das ist nichts zu Vereinbarendes.“ (BaF, S. 458) Zu diesem Thema äußerte er sich auch einmal in seinem Tagebuch, etwa zur Zeit der Entstehung des eben zitierten Briefes:

Alles, was nicht Literatur ist, langweilt mich und ich hasse es, denn es stört mich oder hält mich auf, wenn auch vermeintlich. Für Familienleben fehlt mir dabei jeder Sinn, außer der des Beobachters [...]. Eine Ehe könnte mich nicht verändern, ebenso wie mich mein Posten nicht verändern kann. (T, S. 234)

Daraus (unter anderem) resultierte Kafkas innerer Kampf, der jahrelang in der Seele des Schriftstellers tobte. Denn es gab noch einen anderen Faktor – die Angst vor der Einsamkeit, die er auch oft erwähnt: „Wochenlang fürchte ich mich, in meinem Zimmer allein zu sein.“ (BaF, S. 643)

Im Juli 1913 machte Kafka in seinem Tagebuch eine „Zusammenstellung dessen, was für und gegen eine Heirat spricht“. An erster Stelle auf der Seite „dafür“ steht „Unfähigkeit, allein das Leben zu ertragen [...]. Die Verbindung mit F. wird meiner Existenz mehr Widerstandskraft geben.“ (T, S. 227f.) Aber eigentlich ist es das einzige Argument, das Kafka für seine Ehe mit Felice anführt. Viel mehr spricht seiner Ansicht nach „die Angst vor der Verbindung, dem Hinüberfließen“ dagegen, sein Bedürfnis nach dem Alleinsein als Bedingung für sein literarisches Schaffen, die Unmöglichkeit, als Verheirateter seinen Posten aufzugeben. Kafka erklärte Felice einmal, was ihn gehindert hatte, sie zu heiraten, nämlich „ein erdachtes Gefühl“, im „vollständigen Alleinsein liege eine höhere Verpflichtung“ für ihn, „nicht etwa ein Gewinn nicht etwa eine Lust, sondern Pflicht und Leid“.

<sup>24</sup> Franz Kafka: *Brief an den Vater*. Stuttgart 1996, S. 59.

(BaF, S. 484) Trotzdem gab es Perioden, in denen er entschlossen war, Felice zu heiraten. Wie hat er sich aber sein Eheleben vorgestellt?

„Kafka wollte in einer völlig entsozialisierten Ehe Felice aus ihrer Umgebung herausreißen. Von allem Kontakt abgeschnitten, sollte sie ihm dann als Muse dienen und in ein Bild verwandelt in sein Schreiben eingefasst werden.“, meint Elizabeth Boa.<sup>25</sup> Für Kafka gäbe es kein gemeinsames eheliches Leben, denn er würde auf sein tägliches Schreiben nicht verzichten. Er könnte auch nicht ertragen, beim Schreiben von jemandem beobachtet zu werden, was er Felice einmal ausdrücklich erklärte. So müßte Felice schweigsam dasitzen oder schlafen, um ihn nicht zu stören. Auch ihre Vorstellungen hinsichtlich der Ausstattung ihrer gemeinsamen Wohnung waren für Kafka nicht akzeptabel, er wollte sich nur auf das Notwendigste beschränken, sie wünschte sich etwas Besonderes und Vornehmes, was eher dem bürgerlichen Geschmack entsprechen würde. Felice zeigte sich aber sehr entgegenkommend und war bereit, Kompromisse einzugehen, denn ein guter Mann bedeutete ihr mehr als alles andere. Sie trug keine Schuld daran, daß ihre beiden Verlobungen mit Kafka gelöst wurden. Im Gegensatz zu ihr zeigte sich Kafka untreu, unzuverlässig, unentschieden und verantwortungslos. Die Affäre mit einer Schweizerin, die er im Sommer 1913 im Sanatorium in Riva kennenlernte, hat er Felice brieflich gestanden.<sup>26</sup> Auch gegenüber Grete Bloch, Felices Freundin zeigte er eine besondere Neigung und in den an sie gerichteten Briefen äußerte er Bedenken hinsichtlich seiner Beziehung mit Felice, was zur Auflösung der ersten Verlobung direkt beitrug: „Manchmal weiß ich wirklich nicht, wie ich es verantworten kann, so wie ich bin zu heiraten. Eine auf die Festigkeit der Frau begründete Ehe? Das wird ein schiefes Gebäude, nicht? Es stürzt ein.“<sup>27</sup>, schreibt er an Grete.

Kafka sah seine Schuld an dem Zerfall der Beziehung mit Felice völlig ein. Am 21. September 1917 (bereits nach ihrer endgültigen Trennung) notierte er in sein Tagebuch:

So wie ich es mir vorstelle, trägt sie [Felice] wesentlich durch meine Schuld, ein Äußerstes an Unglück. Ich selbst weiß mich nicht zu fassen, bin gänzlich gefühllos, ebenso hilflos [...]. Ich habe das Unrecht getan, wegen dessen sie gefoltert wird. (T, S. 388)

Kafka bekennt sich also schuldig und weiß, daß er Felice unglücklich gemacht hat, auch wenn er das gar nicht wollte. Gleichzeitig versucht er ihr zu erklären, daß es nicht seine böswillige Absicht war, sondern der in ihm tobende innere Kampf.

Hartmut Binder sieht das wichtigste Hindernis, das Kafka die Ehe mit Felice unmöglich gemacht hat, in seiner „Angst vor der Intimität“.<sup>28</sup> Dabei weist Binder auf eine Stelle in Kafkas Brief vom 10. Juli 1913 hin, wo der Schriftsteller zugibt:

<sup>25</sup> Elizabeth Boa: *Blaubarts Braut und die Medusa. Weibliche Figuren in Kafkas Briefen an Felice Bauer und Milena Jesenská*. In: Heinz Ludwig Arnold (Hrsg.): *Text und Kritik – Franz Kafka. Sonderband*. München 1994, S. 277.

<sup>26</sup> Vgl. BaF, S. 484 (Brief vom 29.12.1913).

<sup>27</sup> BaF, S. 595 (Brief an Grete Bloch).

<sup>28</sup> Hartmut Binder (Hrsg.): *Kafka-Handbuch*, Bd. 1: *Der Mensch und seine Zeit*. Stuttgart 1979, S. 422f.

„Aber was mich hält, ist [...] die Angst vor der Verbindung selbst mit dem geliebtesten Menschen und gerade mit ihm.“ (BaF, S. 426) Der Gegensatz zum „Verheiratetsein“ heißt für Kafka „rein bleiben“. Er ist überzeugt, daß er, solange er Junggeselle ist, auch rein bleiben wird und alle seine Kräfte zusammenhalten kann. Alle anderen Gründe, die für Kafka gegen die Ehe sprachen (zu nennen wären hier zum Beispiel sein schlechter Gesundheitszustand, sein bescheidenes Einkommen, Felices fehlendes Interesse an seiner literarischen Tätigkeit) waren Binders Meinung nach zweitrangig. In der geschlechtlichen Vereinigung sah Kafka „die Bestrafung des Glückes des Beisammenseins“. (T, S. 315) Er wußte, daß in einer Ehe mit ihm Felice „nicht das Leben der Glücklichen, sondern ein klösterliches Leben an der Seite eines verdrossenen, traurigen, schweigsamen, unzufriedenen, kränklichen Menschen“ (BaF, S. 450) erwartet.

Um das in den Briefen an Felice erkennbare Eigenbild Kafkas zusammenzufassen, ist es angebracht, noch zwei wichtige und oft zitierte Stellen aus seiner Korrespondenz anzuführen:

Ich kann nicht glauben, daß in irgendeinem Märchen um irgendeine Frau mehr und verzweifelter gekämpft worden ist als um Dich in mir, seit dem Anfang und immer von neuem und vielleicht für immer. Also Du gehörst zu mir. (BaF, S. 730)

Gewiß ist niemals ein Mädchen von einem, der sie liebte, wie ich Dich, so gemartert worden, wie ich Dich martern muß. (BaF, S. 426)

Es bleibt noch eine wichtige Frage zu klären, nämlich, ob das aus den Briefen an Felice rekonstruierte Eigenbild Kafkas glaubwürdig ist. Denn es mag sein, daß er einfach so und nicht anders wahrgenommen werden wollte; es muß aber nicht stimmen, daß er so war und so dachte, wie er schrieb. „Ich bin ein lügnerischer Mensch.“ – das hat Kafka selbst einmal geschrieben, als ob er davor warnen wollte, ihm unbedingt zu glauben. Um nur ein Beispiel seiner Inkonsequenz zu nennen: In seinen Briefen versichert er Felice oft, daß er sie liebe. Und was notiert er in sein Tagebuch? – „Ich habe das Wort *Ich liebe dich!* nie erfahren.“

Martin Borner behauptet in seiner Dissertation *Das Briefeschreiben*, Kafkas Briefe an Felice müsse man im übertragenen Sinne lesen. Denn „wörtlich verstanden folgten sie der Tradition der Liebes- und Verlobungsbriefe“.<sup>29</sup> Die Aufgabe dieser Briefe sei aber eigentlich, „die Verbindung über die Entfernung hinweg aufrecht zu erhalten“.<sup>30</sup> Wenn man diese Forderungen berücksichtigt, könnte man annehmen, daß die Adressatin der Briefe eine fiktive Gestalt war, wenn sie bloß nicht wirklich existiert hätte. Borner meint weiter (unter Berufung auf Kafkas französische Interpreten Deleuze und Guattari), daß unter den oben genannten Voraussetzungen die Briefe das genaue Gegenteil dessen bedeuten, was sie formal mitteilen. „Sprächen die Briefe von Annäherung, dann meinten sie Aufrechterhaltung der Ferne, Verbindung heiße darin Trennung, Gemeinsamkeit Einsamkeit, Liebe Haß.“<sup>31</sup> Seine Briefe habe Kafka über Jahre hinweg beinahe

<sup>29</sup> Borner (wie Anm. 13), S. 46f.

<sup>30</sup> Ebenda.

<sup>31</sup> Ebenda.

täglich nach Berlin geschickt, nicht um Felice an sich zu binden, sondern um sie von sich fernzuhalten.

Viele Leser, viele Interpretationen; nichts ist bei Kafka eindeutig. Es bleibt nichts anderes übrig, als Goethes Worte zu wiederholen, die sein *Faust* am Anfang des gleichnamigen Dramas in der Szene *Nacht* ausspricht: „Da steh ich nun, ich armer Tor! Und bin so klug als wie zuvor ...“

DER MYTHOS EINER VERLORENEN HEIMAT – GALIZIEN  
DEUTSCH-POLNISCHER GEDÄCHTNISRAUM  
IN DEN ROMANEN KADETZSCHMARSCH VON JOSEPH ROTH  
UND IM SAIZ DER ERDE VON JOSEPH WUHLIN

Galizien – Provinz am nordöstlichen Rand der unzerlegten, zu österreichisch-ungarischen Monarchie und multiethnialer Vielvölkerstaat – nimmt in der unter anderem von der Literatur getragenen Erinnerungskultur einen festen Platz ein. Mit dem Zusammenbruch des Vielvölkerstaates 1918 aus dem allgemeinen Blickfeld gerückt und später noch aufgrund der deutschen Verdrängungen nach dem Zweiten Weltkrieg nicht nur als geographische Region, sondern auch als multikulturelle Landschaft von der Karte Europas verschwunden, existiert sie doch immer wieder seine Ausprägung: bis in die Erinnerung an die Orte und Menschen sowie an das Leben zur Zeit der Habsburgermonarchie, die Galizien dem Vergessen entreißt. Hier setzt die Erinnerungsarbeit des Dichters, des Schriftstellers im Literarisch selbstbewussten verlorenen Orte und vergangene historische Ereignisse schaffen eine Wirklichkeit die aus dem subjektiven Erleben und Erinnern des Autors erwirbt, von Mythen umwobene Gedächtnisräume darstellt.<sup>2</sup> Mythologisiert wird von den

„... Erinnerungskultur hervor zuweisen, wenn auch keineswegs ausschließlich mit Bezug auf das Vergangene.“<sup>3</sup> In der Erinnerung wird Vergangenheit rekonstruiert. In diesem Sinne ist die These gemeint, daß Vergangenheit dadurch entsteht, daß man sich auf sie bezieht.<sup>4</sup> Siehe dazu: J. A. S. M. A. S. I. F. - Das kulturelle Gedächtnis, München 1999, S. 21. - Die hier zu untersuchende Porträts beziehen sich auf das Vergangene (die Zeit der Doppelmonarchie), sie bleiben so und halten nach Romanowitsch: Nach Teil des kollektiven Gedächtnisses (er. Vgl. dazu ebenfalls S. 75).

„... Der Ort der Historie, das kollektive Gedächtnis zum Beispiel, ist ein kulturelles Gedächtnis, das sich auf Ereignisse in der Vergangenheit bezieht,“<sup>5</sup> indem der Autor in die historische Figur (der Kadetz) sowie geographische und körperliche Räume (die Zeit der Doppelmonarchie und Galizien) eintrifft, hier eine mythische Kraft verleiht. Anstand konstatiert über das Wechselspiel Erinnerungsraum-Mythen folgendem: „Mythen ist eine desformierte Geschichte, eine Geschichte, die erzählt wird, um eine Gegenwart sein Ursprung her zu schaffen.“<sup>6</sup> Durch Erinnerung